

30. Jhg. JANUAR 2020 Nr. 1 (374)

MASURISCHE STORCHENPOST



Frohes neues Jahr 2020!



Literaturpreisträgerin Olga Tokarczuk stiftete dem Nobelpreismuseum ihr persönliches Tagebuch aus dem Jahr 2018, fot. Clément Morin © Nobel Media

Olga Tokarczuk erhält den Nobelpreis von Seiner Majestät König Carl XVI. Gustaf von Sweden im Konzerthaus Stockholm am 10 December 2019, fot. Alexander Mahmoud, © Nobel Media

ANDACHTE

für die Masurische Storchenpost zum Thema
der Jahreslosung 2020

Von Pastor Fryderyk Tegler

Jeder Tag, jede Woche, jeden Monat und jedes Jahr hat ein bestimmtes Thema, welches aus der Bibel ausgelost wird und Christen in aller Welt stellen sich unter diese biblischen Weisheiten.

Die Jahreslosung für das neue Jahr aus dem Markus – Evangelium (Kapitel 9, Vers 24) lautet: ICH GLAUBE; HILFT MEINEM UNGLAUBEN.

Wie nah sind uns manchmal die Worte „Ich glaube; hilf meinem Unglauben“? Das Leben bringt uns manchmal in eine Sackgasse. Eine Situation, in der wir die Kontrolle verlieren. Was auch immer wir tun, wir haben keine Erfolgsgarantie. Wir werden machtlos. Unsere Fähigkeiten, Kenntnisse, Bekanntschaften und Güter helfen nicht weiter. Ich denke hier von Situationen, die uns oder unsere Angehörigen in Gefahr bringen. Die Diagnose einer unheilbaren Krankheit, ein schwerer Autounfall oder vielleicht Vertrauensbruch und Verlassen durch die geliebte Person.

Man könnte viele ähnliche Beispiele aus dem Leben nennen. Menschen, die solche Tragödien durchleben, empfinden abwechselnd: Machtlosigkeit und Verzweiflung, Wut, Apathie, Kampflust oder völlige Resignation. Sie klammern sich an jeden Strohalm, auch wenn nur wenig Hoffnung verspricht.

Gibt es da jemanden, der helfen kann? Die Gläubigen, aber nicht

nur sie, wenden sich in der Not an Gott um Hilfe. Dies ist allerdings auch eine Glaubensprüfung. Gott hört zwar unsere Gebete, da bedeutet aber nicht, dass Er so antworten wird, wie wir uns es wünschen. Die Krankheit kann zwar mit Genesung enden, manchmal sogar mit einer wundersamen und für Ärzte unerklärlichen Heilung, aber auch mit Behinderung oder Tod. Gott kennt uns Menschen und Er verheimlicht uns nichts. Er beleuchtet in Seinem Wort immer alle Seiten unseres Daseins, die Nachfolge und andere Dinge.

Wie oft habe ich Menschen sagen hören, sowie du oder so wie sie, kann ich nicht glauben. Glaube ist letztlich keine des Könnens, sondern des Wollens.

Trotz vieler Ermutigung finden wir in der Bibel in einzelnen Aussagen und Begebenheiten auch den Unglauben.

Die Menschen in Nazareth hätten den größten geistlichen Aufbruch erleben können, wenn sie dem Herrn Jesus geglaubt und Ihn angenommen. Hätten. Als er dort war, musste Er jedoch feststellen, dass Er unter Ihnen, wegen ihres Unglaubens, fast nichts tun konnte. Ausgerechnet in Nazareth, den Stadt, in der der Herr Jesus aufgewachsen war, war durchdrungen von Unglauben.

Jesus Christus musste die Stadt verlassen, denn sie versuchten Ihn zu töten. Wir sehen an diese Stelle, wie negativ der Unglaube Menschen prägt und Handeln lassen kann. Hätten die Menschen in dieser Stadt geglaubt, sie hätten die Wunder Gottes erlebt.

Der Herr Jesus kam gerade mit drei Seiner Jünger von dem Berg der Verklärung, zurück. Plötzlich war die Situation eine ganz andere als auf dem Berg. Ein Vater brachte seinen Sohn zu den Jüngern.

Dieser junge Mann war von schwerer Krankheit geplagt. Die Jünger konnten ihm aber nicht helfen. Und Jesus fragte seinen Vater: Wie lange ist der Sohn krank? Er sprach: Von Kind auf. Wenn Du aber etwas kannst, so erbarme Dich uns und hilf uns! Jesus sprach: alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Sogleich schrie der Vater des Kindes: Ich glaube, hilf meinem Unglauben.

Diese Aussage ist entscheidend, Alles ist möglich wenn man nur glaubt! Der Vater wurde mitten ins Herz getroffen. Das Wort des Herrn Jesus erschütterte ihn. Er wollte ja glauben und schrie es auch laut hinaus:

„Ich glaube! ,‘ und fügte hinzu: „ Hilf meinem Unglauben!“

Vermutlich finden sich viele von uns in diesem Vater wieder.

Wir wollen glauben oder vertrauen, und trotzdem reicht der Glaube nicht weit genug. Denn ohne Glauben können wir Gott nicht: gefallen, Glauben zu wollen ist ein Akt des Willens. Wir müssen es Wollen!

In unserer Zeit und Gesellschaft wird sehr viel Wert auf wissenschaftliche Beweise gelegt. Das hilft uns beim Glauben überhaupt nicht. Beim Glauben oder Vertrauen im Reich Gottes, geht es immer um Dinge, die wir heute nicht sehen können.

Oft höre ich von Menschen, dass sie nur glauben wollen, was sie sehen. Diese Logik ist unverständlich. Wozu müssen wir noch glauben, wenn wir etwas bereits sehen?

Liebe Leserinnen und liebe Leser,

ich kenne deine Lebenssituation nicht. Gott ist derjenige, den alles über dich weiß. Um uns diese Tatsache klarzumachen, sagte Jesus, dass bei uns sogar alle „Haare auf dem Haupt alle gezählt

sind.“ Ich möchte dir sagen, dass unabhängig davon, was du jetzt erlebst, Er liebt dich! Und wenn du mit einer schwierigen, ja aussichtslosen Situation kämpfst, ist Er dir nahe. Wenn Du eine Glaubenskriese erlebst, bedeutet das nicht, dass Er dich verlassen hat. Du brauchst deine Gefühle von Ihm nicht zu verbergen. Du kannst Ihm alles sagen das Gute und das Schwere, Er erwartet, unsere, Ehrlichkeit. Beim Gebet geht es nicht um schöne, glatte, korrekte Sätze, sondern darum, zu sagen, was in unserem Herzen ist, egal was es ist. Auch wenn du Zweifel hast, wenn ängstlich bist, wenn du spürst, dass du den Glauben verlierst, kannst du sagen: „Hilf meinem Unglauben!“

Die Jahreslosung für das Neue Jahr 2020 ermutigt uns, zu unserem Glauben zu stehen - mit Hoffnungen und mit dem Zweifel. Nicht immer antwortet Gott unseren Bitten, so wie wir es uns wünschen aber Gott kennt unseren Weg. Ich bin sicher, dass auch mitten im Leid Gott uns nicht alleine lässt. Glaube heißt auch, Kraft zu bekommen zu dem schweren Gebet:

Ich glaube - hilf meinem Unglauben!“

Ein ehrlicher Satz. Ein Satz, der aber mitten im allem Zweifel eine Tür öffnen kann für neue Hoffnung. Es ist ein Gebet, das Gott hört.

(Pastor Fryderyk Tegler, Scharnebeck / Deutschland)

Gert O. E. Sattler

Der Mensch und seine Jahreszeiten

Frühling, Sommer, Herbst und Winter:
Jeder Mensch hat seine Zeit.
Jede Zeit hat ihre Prägung:
Schmerz und Freude, Glück und Leid.

Herrlich ist die Zeit des Frühlings,
wenn zwei Menschen sich verstehn,
die gemeinsam durch den Frühling,
Sommer, Herbst und Winter gehn.

In der Mitte seines Lebens
hat der Mensch die meiste Kraft.
Auf den Sommer kann er bauen,
weil der Sommer Werte schafft.

Goldner Herbst mit seinen Früchten
— Früchte gibt es ja genug —,
ist die Zeit zum Klügerwerden.
Wird der Mensch am Ende klug?

Auch im Winter scheint die Sonne;
denn die Zeit, die steht nicht still.
Erst im Winter wird man weise,
wenn man weise werden will.

Frühling, Sommer, Herbst und Winter:
Grundverschieden ist ihr Kleid.
Eins, das haben sie gemeinsam:
Schön ist jede Jahreszeit.

OLGA TOKARCZUK

– DIE ZÄRTLICHE ERZÄHLERIN

Von Arkadiusz Łuba

Vorgeschichte

Seit meinen frühen Jahren an prägte mich die Lyrik Zbigniew Herberts, Heinrich Heines und Erich Frieds und genauso wie im Falle des einen polnischen romantischen Dichterpaares Adam Mickiewicz versus Juliusz Słowacki (ich stand immer an der Seite Słowackis) habe ich Wisława Szymborska eher verachtet als verehrt. So habe ich mal in einem Referat für den Literaturunterricht an meiner Oberschule hochmutig an ihre Verwicklungen in sozialistische Poesie erinnert. Ich war 1996 traurig, dass anstelle Herberts sie den Literaturnobelpreis erhielt. Herbert starb am 28. Juli zwei Jahre später und damit auch jede Hoffnung an einen Nobelpreis für ihn. Erst Jahre später, als ich die Ausstellung „Szuflada Szymborskiej“ (Szymborskas Schublade) in Krakau gesehen habe, änderte sich meine Meinung über die Person der Lyrikerin (ihre Lyrik habe ich ja als Literaturstudierter wohl gelesen). Was für ein humorvolles, freches, ironisches und liebes Wesen ist sie gewesen. Da fühlte ich auf einmal gewisse Seelenverwandtschaft, zumal ich auch – wie damals sie – Limericke schreibe. Ich interviewte sogar ihren Sekretär Michał Rusinek für eine Radiosendung.

Gegenwart

Wer dem obligatorischen „Nobel Lecture“ von Olga Tokarczuk

zugehört, oder ihn sogar gesehen hat, der weiß, er trägt den Titel „Czuły narrator“ (Der zärtliche Erzähler). Darin hinterfragt sie die moderne Literatur, in der zu viel in der ersten Person erzählt werde. Darin fordert sie eine Erzählperspektive, eine der – wie Tokarczuk sie nannte – „vierten Person“, jenseits der klassischen „Ich“, „Du“ oder „Er*“. Sie erkennt diese Erzählweise in der *Genesis* des Alten Testaments: „Am Anfang war das Wort“ und fragt: „Wer ist es, das da weiß, was Gott denkt?“ Darin (wir sind immer noch bei Tokarczuks Vortrag) äußert sie ihre Freude darüber, dass „die Literatur auf wunderbare Weise das Recht auf alle Macken, auf Phantasmagorien, auf Provokationen, auf Groteske und Verrückte bewahrt“ habe. Tokarczuk träume darin „von hohen Standpunkten und weiten Perspektiven, in denen der Kontext weit über das hinausgeht, was wir erwarten würden“. Sie träume „von einer Sprache, die die dunkelste Intuition ausdrücken“ könnte, sie träume „von einer Metapher, die kulturelle Unterschiede“ überwinde, und schließlich träume sie „von einem Genre, das geräumig und transgressiv“ werde, „während die Leser es gleichzeitig lieben“ würden.

Ich übersetze aus Tokarczuks Vortrag: „Abgesehen von allem theologischen Zweifel können wir diese Figur des mysteriösen und empfindlichen Erzählers als wunderbar und bedeutsam betrachten. Es ist ein Punkt, eine Perspektive, aus der alles gesehen werden kann. All dies zu sehen, bedeutet, die endgültige Tatsache der Wechselbeziehung bestehender Dinge als Ganzes anzuerkennen, auch wenn diese Beziehung uns noch nicht bekannt ist. Alles zu sehen, bedeutet auch, eine ganz andere Art von Verantwortung für die Welt, denn es wird offensichtlich, dass jede Geste »hier« mit der Geste »dort« verbunden ist, dass eine Entscheidung, die in

einem Teil der Welt getroffen, sich in einem anderen Teil der Welt auswirken wird, dass die Unterscheidung zwischen »mein« und »dein« fragwürdig zu sein beginnt. Daher sollte man so erzählen, dass der Leser den Sinn für das Ganze entwickelt und die Fähigkeit, Fragmente in ein Muster zusammenführen zu können und in jedem kleinen Geschehen ganze Konstellationen zu entdecken; so erzählen, um zu verdeutlichen, dass jeder und alles in einer gemeinsamen Idee liegt, die wir bei jeder Erdumdrehung sorgfältig in unseren Köpfen erzeugen“.

Mein Gott, wie nah ist sie mit ihren Forderungen und Wünschen an dem Versuch James Joyces, alles in ein Buch („Finnegans Wake“) zu packen! Doch all das verblasst irgendwie im Schatten der Aufregung um Peter Handkes politische Stellungnahmen für Slobodan Milosevic und sein „Großserbien“, es wird zu Unrecht übersehen, entschärft.

Ich las Tokarczuk während des Studiums, da war sie gerade eine junge, aber dennoch an Ruhm gewinnende Schriftstellerin. Der Literaturnobelpreis bestätigt nun mal, dass ich und viele meine Gleichaltrigen uns nicht zufällig in ihrem Werk verliebt haben, es diskutierten, kommentierten, interpretierten und es dabei auseinandergenommen haben. Tokarczuk begann in einer Zeit, nachdem die größte lebende polnische Humanistin, Maria Janion, das Ende des romantischen Paradigmas verkündet hatte. Seitdem versucht die polnische Literatur generell, die neue Realität zu beschreiben, sich von den romantischen und Märtyrermythen zu befreien. Tokarczuk schöpft allerdings aus dem Ur und erforscht den heterogenen Ursprung unserer heutigen Kultur. Und aus diesem

Hintergrund heraus wirft sie Fragen nach der jetzigen Form des Menschen. Zärtlich, behutsam, vorsichtig und dennoch stark.

Es seien 36 Jahre vergangen, schrieb Janion 2017 in einem Brief an den Polnischen Kulturkongress, und „der Teufelskreis des Polentums“ habe sich gewendet. Es bestehe ein Widerspruch zwischen Modernisierung und Modernismus. Letzteres erfordere geistige Anstrengung und die Bedeutungserneuerung der Gesellschaft – es erfordere es als Bedingung einer Desakralisierung und der wirklichen Ermächtigung: „Der so verstandene Modernismus fordert die Emanzipation von Minderheiten, die Achtung der individuellen Rechte und die tatsächliche Gleichstellung der Geschlechter. Dies kann nicht mit den Bestrebungen der Rechten [in Polen – meine Anmerkung] in Einklang gebracht werden“, so Janion weiter. Die Emanzipation von Minderheiten, die Achtung der individuellen Rechte und die Gleichstellung der Geschlechter sind alles Werte, die in Tokarczuks Werken auftauchen. Und genau deswegen können auch diese nicht mit den polnischen Rechten in Einklang gebracht werden.

Schwedische Buchhändler melden derzeit deutlich höhere Verkaufszahlen für Tokarczuk als für Handke. In den öffentlichen Bibliotheken muss man dort länger auf einer Warteliste für Tokarczuks Bücher stehen als für die des Österreichers. Es wäre interessant zu erfahren, wie es derzeit in Polen aussieht.

Zukunft

Ihren Vortrag beendete Tokarczuk mit denen, „die noch nicht geboren sind, sich aber eines Tages dem zuwenden, was wir über uns selbst und über unsere Welt geschrieben haben“, diesem „wun-

derbaren Werkzeug der raffiniertesten Art der menschlichen Kommunikation, dank dem unsere Erfahrungen durch die Zeit reisen können“. Sie denke mit Schuld und Scham an die noch Ungeborenen. Denn die Welt würde „auf den Status eines Objektes reduziert, das geschnitten, benutzt und zerstört werden“ könne: „Deswegen glaube ich, dass ich so erzählen muss, als sei die Welt, in der wir leben, eine Einheit, die sich ständig vor unseren Augen bildet, und als seien wir ein – kleiner und zugleich mächtiger – Teil davon“.

Nach solch einer Aussage, bleibt die Spannung hoch, wie das nächste Werk von Olga Tokarczuk sein wird.

Ingrid Brase Schloe

Dunkler Winter

Wenn die Dunkelheit uns einholt,
wenn der Gang zum nahen Friedhof führt,
wenn unsere Toten wach werden,
wenn der liebe Freund davonfliegt,
dann droht der ewige Abschied,
denn der Tod wartet schon
draußen vor der Tür.

Doch die Augen der Seen
blinzeln mit goldgelbem Schilf
dir freundlich entgegen.

Bräuche in Masuren auf dem Lande im Jahresablauf

Von Reinhold Weber

Wie jede Landschaft hat auch Masuren im Laufe des Jahrhunderts eigenständige Bräuche hervorgebracht. Sie gehen zu einem großen Teil auf die Vorfahren, die baltisch-preußische Bevölkerung vor der Ordenszeit zurück. Die preußischen Stämme, die Galinder und Sudauer und deren Götterglaube haben viele Anregungen gegeben. Neben Liedern, Sagen und Märchen vermittelt das Brauchtum, das tief im Volksglauben Masurens wurzelt, viel von der Wesensart seiner Menschen. Der konservative Sinn der masurischen Bevölkerung hatte mancherlei Gebräuche und Eigentümlichkeiten bis in die jüngste Zeit auf dem Lande erhalten.

Der Mensch war der Erde enger verbunden als heute, der Rhythmus des Tages- und Jahresablaufs bewegte und belebte sein Empfinden und sein Tun. Für den Landbewohner war das Wetter, das damals noch nicht per Rundfunk oder Fernsehen ins Haus geliefert wurde, ein sehr wichtiger Faktor. Da gab es vieles zu beachten, alte Bauernregeln und die Voraussagen des „Hundertjährigen Kalenders“ wurden noch ernst genommen. So sollte das Wetter bestimmter Tage das der kommenden Zeit voraussagen lassen. Da hieß es z. B. „Wenn’s am Lichtmeß (2. Februar) stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit“. Regnete es am Siebenschläfertag (27. Juni), so würde es sobald nicht aufhören, und regnete es an Siebenbrüder

(10.Juli), so war der Regen in den nächsten sieben Wochen zu erwarten und damit eine nasse und schwierige Erntezeit. Bei „grüner Weihnacht“ mußte man mit „weißen Ostern“ rechnen; weiter hieß es: „Wächst das Gras im Januar, wächst es schlecht durchs ganze Jahr“. Und: „Trockener März erfreut des Bauern Herz“, „Mai kühl und naß, füllt dem Bauern Scheun‘ und Faß“.

Die Hausfrau nahm bei Aussaat ihres Gemüses auf die „Eisheiligen“ vom 11.-13. Mai Rücksicht und der darauf folgende „Bonifatius“ galt als günstiger Tag für das Legen von Bohnen. Doch auch magische Bindungen spielten bei der Aussaat eine Rolle. So wurde dem Mond ein großer Einfluß auf Wachsen und Gedeihen zugesprochen. Das Getreide sollte man bei zunehmendem Mond säen, desgleichen alles Gemüse, das über der Erde wuchs, während allen Wurzelfrüchten wie Kartoffeln, Möhren, Zwiebeln und Steckrüben eine Aussaat bei abnehmendem Mond zu einem größeren Erfolg verhalf, Erbsen und Bohnen bei Vollmond gesät, brachten auch volle, dicke Schoten.

Im Jahresablauf zeigten die großen christlichen Feiertage und andere christliche und bauerliche Feste die Eigenheit Masurens.

In der Adventszeit bereitete die Hausfrau den Adventskranz aus Tannengrün vor, steckte auf diesen 4 Kerzen und legte ihn auf den Tisch oder setzte ihn auf einen besonderen Ständer. Zum 1. Advent erstrahlte ein Licht, dabei wurde zum Kaffee der bereits gebackene Pfefferkuchen gegessen, dann zwei und drei und zum 4. Advent vier Kerzenlichter, die in der anderthalb Stunden früher als im Westen eintretenden Dämmerung erstrahlten.

Der 6. Dezember, der „Nikolaustag“, war für die Kinder ein Freudentag; am Abend zuvor stellten sie ihren Schuh vor das Schlaf-

zimmer, welche Freude, wenn am kommenden Morgen vom „guten Nikolaus“ Gaben wie Pfefferkuchen und Süßigkeiten hineingetan waren!

Weihnachten war das schönste und liebste der großen Feste, das auch die längste Zeit gefeiert wurde. Im Winter hatte der Bauer ja genügend Zeit. Es dauerte von Heiligabend bis zum „Dreikönigstag“, dem 6. Januar im neuen Jahr. Auf dem Bauernhof hatten der Hausherr und die Knechte alles so hergerichtet, daß das „Beschi-cken“ auf dem Hofe und im Stall wenig Zeit in Anspruch nahm.

Die Hausfrau und ihre Mägde wußten, daß in der Zeit der „Heiligen Nächte“ nicht gestrickt und genäht werden durfte; es kämen sonst im kommenden Jahr taube Lämmer und Kälber zur Welt (die Ohren wären zugenäht).

Zum Mittag- und Abendessen kamen nur Pellkartoffeln auf den Tisch; nur keine Kartoffeln „schrappen“, es schabt sich sonst das Vieh, d. h. das Vieh bekommt die Räude.

In der Zeit der „Heiligen Nächte“ ruhte alle laute Arbeit auf dem Hof, besonders alles, was sich mit Drehen verband; so ging kein Roßwerk, keine Dreschmaschine. Nur die dringendsten Arbeiten wurden verrichtet. „Heiligabend“ erhielt das Vieh besonders gutes Futter, es sollte ebenfalls Freude an diesem Abend haben!

Heiligabend ging es in die Kirche. Die „JUTRZNIA“ (Morgenstern) war ursprünglich eine kirchliche Feier in dunkler Frühe des Weihnachtsmorgens, in der in realistischer Darstellung die Geschichte der frohen Botschaft sinnenfreudig nachvollzogen wurde. In den meisten masurischen Kirchdörfern wurde ein Krippenspiel von den Kindern der Kirchschule aufgeführt **wie in Jucha, Kr. Lyck, in meinem Heimatdorf**. Hier hat die erste Klasse der Kirchschule eine Christfeier in dem schönen Kirchenraum dieser ehrwürdi-

gen Kirche, die allmählich zu einem festen Brauch geworden war, nach längerer Vorbereitung ab 5 Uhr nachmittag vorgeführt. Im Vorraum versammelten sich die weiß gekleideten Mädchen mit aufgelöstem, schön gekämmtem Haar, und die Jungen, die ein weißes Oberhemd ihres Vaters, versehen mit Bändern, übergezogen hatten, und schritten dann, ein brennendes Licht in der Hand, mit dem Gesang „Nun bricht die Heilige Nacht herein mit Glockenklang und Kerzenschein“ in die Kirche zum Altar. Nach kurzen Eingangsworten des Pfarrers und einem Weihnachtslied der Gemeinde begann das Krippenspiel der Kinder, dazwischen Gedichte und Lieder der Kinder abwechselnd mit der Gemeinde. Ein kurzes Schlußwort des Geistlichen, und ein Weihnachtslied beschlossen die schöne Weihnachtsfeier. „Alle Kinder meiner Klasse“, schreibt mein Vater August Weber, „waren dabei, keines weigerte sich oder wollte ausgeschlossen sein“. Und alle freuten sich Jahr für Jahr auf dieses Ereignis und baten um Teilnahme. **Zum letzten Mal war in Jucha diese Weihnachtsfeier Heiligabend 1943!**

Während der „Heiligen Nächte“ zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag, dem 6. Januar, kam die Familie mit Großeltern und Verwandten, aber auch mit Nachbarn zusammen; Vater las oft irgendeine nette Geschichte oder ein Gedicht vor, Großmutter spann, alle anderen waren beschäftigt, so wurden z. B. die Federn von Gänsen und Enten „gerissen“, d. h. von den Kielen befreit, die Kiele konnte man in manchen Orten auf der Dorfstraße an den Grundstücksgrenzen finden. (...)

Von der kirchlichen, sehr ergreifenden Feier ging es rasch nach Hause. Die Eltern hatten schon vor der kirchlichen Feier alles vorbereitet. Die Kinder durften an diesem Tage nicht mehr in das Wohnzimmer, das blieb verschlossen. Vom Weihnachtsmann und

vom Christkindlein war schon seit Tagen die Rede gewesen; namentlich die Kleinen konnten „Heiligabend“ nicht erwarten. Die Mutter hatte schon im Verlaufe des Tages den Festbraten, meist Gans- oder Entenbraten vorbereitet. Vater hatte im verschlossenen Wohnzimmer den Tannenbaum geschmückt, Mutter die ach so begehrten „Bunten Teller“ mit Pfefferkuchen, Süßigkeiten und Äpfeln auf dem Tisch bereitgestellt und auch kleine Geschenke unter den Weihnachtsbaum oder neben die „Bunten Teller“ gelegt.

Dann kam der große Augenblick! Die Kinder durften ins Wohnzimmer; dort erstrahlte der Weihnachtsbaum mit brennenden Kerzen festlich geschmückt, Kerzenschein und Tannenduft erfüllten den Raum. Ergriffen schauten die Kinder auf den Mittelpunkt des Raumes, den festlich geschmückten, im Kerzenschein schimmern den Baum. Zu manchen Familien kam in diesem Augenblick der Weihnachtsmann selber, wenn er nicht schon vorher alles „abgegeben“ hatte. Der Weihnachtsmann im ausgekehrten Pelz mit Mütze, langem Bart, mit Sack und Rute für die unartigen Kinder, ließ sich Gedichte aufsagen, fragte, ob alle artig gewesen waren, und übergab jedem Kind einzeln nach dessen Gedichtsvortrag die Gaben. Kam kein Weihnachtsmann, taten dies die Eltern. Doch vor der „Bescherung“ erklangen in der Familie die schönen Weihnachtslieder, wo ein Klavier oder ein anderes Instrument vorhanden war, begleitete es den Gesang. In vielen Familien las der Vater aus der Bibel vor, meist die „Weihnachtsgeschichte“; die Frömmigkeit beseelte unsere Masuren, man sang sehr gern! Freude und Lust herrschten! Das Weihnachtsfest hat bei den Masuren soviel Zauber, soviel zu Herzen gehende Lieder, soviel Freude und Innigkeit verbreitet! Keine elektrischen Kerzen, sondern Wachskerzen am Baum, keine Schallplatten oder Rekorder, Rundfunk oder Fernse-

hen, alles war aktiv und sang die herrlichen Weihnachtslieder, keine sündhaft teuren Geschenke — dazu fehlte ja auch das Geld —, sondern meist Praktisches zum Anziehen und eine Kleinigkeit an Spielzeug für die Kleinen. Doch ganz besondere Freude bereitete den Kindern stets der „Bunte Teller“!

Anschließend saß die Familie beim Festbraten zusammen. Hier lauschten die Kinder den Erzählungen der Großeltern und Eltern über Weihnachten und „Heiligabend“ in früheren Zeiten, ihrer Jugendzeit. In Harmonie und Herzlichkeit verlief dieser schönste Abend des Jahres!

Dann kam der Jahresschluß, „Silvester“!

Am späten Nachmittag ging man zur Kirche, der Gottesdienst war sehr gut besucht. Zuhause oder bei Nachbarn erstrahlte der Tannenbaum in vollem Lichterglanz. Waren die Kerzen stark heruntergebrannt, suchte sich jeder der Anwesenden ein Lichtlein als „Lebenslicht“ aus; derjenige sollte am längsten leben, dessen Licht als letztes verlösch! Ein Zeitvertreib mit scheinbar ernstem Hintergrund? Doch welche Schatten warfen die allmählich verlöschenden Kerzen im völlig abgedunkelten Raum mit den Schatten der Zweige des Tannenbaums auf Decke und Wände! Spiele verkürzten den Silvesterabend bis zum Jahreswechsel. Jeder ist neugierig, was das nächste Jahr bringen würde! Gesundheit, Krankheit, oder sogar Tod? Darauf waren einige Spiele ausgerichtet. Der Pantoffel wird schon Auskunft geben! Alle, ob jung oder alt, setzten sich nacheinander mit dem Rücken zur Tür auf den Fußboden; auf den rechten Fuß wurde ein Pantoffel gezogen und mit dem Fuß über den Kopf zur Tür geschleudert mit Blick auf die Stubenmitte; zeigte die Pantoffelspitze bei dreimaligem Wurf zur Tür, so bedeutete dies den Tod im neuen Jahr. Doch der Betroffene konnte im

folgenden Spiel sein Schicksal wenden! Eine große Schüssel mit Wasser wird herbeigeschafft; ein „Dittchen“ (Groschen) wandert von Hand zu Hand; wiederum läßt ihn jeder dreimal senkrecht in die Schüssel fallen, jedesmal vorher das Verschen sprechend: „Lieber Groschen, armer Tropf, sage mir, ob ich das nächste Jahr erlebe!“ Schlägt das „Dittchen“ mit gutem Klang auf, bedeutet das Gesundheit, glitscht es ab, gibt es Krankheit, springt es aus der Schüssel bedeutet es den Tod.

Zu den meist betriebenen Spielen am Silvesterabend gehörte das „Zinngießen“; eine Schüssel mit Wasser steht bereit; über einer Flamme wird in einem Löffel Zinn bzw. Blei geschmolzen; schnell schüttet der „Glücksucher“ das geschmolzene Metall ins Wasser hinein; wunderliche Figuren bilden sich beim Erkalten heraus, diese deutet der „Experte“ dem „Glücksucher“ !

Ein weiteres Spiel war am Silvesterabend üblich: man ließ Schalen von Walnüssen in einer Wasserschüssel schwimmen, in jede Walnußschale wurde ein Lichtstümpfchen gesetzt und dieses angezündet; das Licht durfte bei der Fahrt nicht verlöschen, die Schale nicht umkippen, wenn das Wasser leicht bewegt wurde. Berührten sich zwei Schalen, so war eine Verlobung fällig!

In größerem Kreis vertrieb man sich die Zeit bis Mitternacht mit Rundgesängen oder mit Pfänderspielen; Punsch oder Grog war das Getränk des Abends. Um Mitternacht entstand Leben auf „der Dorfstraße“; man hörte die Kirchenglocken und die Zurufe „Prosit Neujahr“!

Alte Menschen nahmen in der Dunkelheit ihr Gesangbuch zur Hand und legten einige Ecken darin um. Am nächsten Tage, dem Neujahrstag, lasen sie, was sie gekennzeichnet hatten, das hatte für das neue Jahr besondere Bedeutung!

Die Zeit der „Heiligen Nächte“ war auch die Zeit der Besuche. Bei uns war man sehr gastfrei, auch Fremden gegenüber! Es war gebacken und gebraten; zu diesen Festtagen hatte man geschlachtet, meist ein Schwein, neben Geflügel und Wurst hergestellt, Schinken in der Räucherammer geräuchert, durfte nicht fehlen. Es war alles für den Besuch da!

An den Abenden der „Heiligen Nächte“ zog eine besondere Gruppe von Haus zu Haus; es waren „Bärenführer“ mit „Bär“, der „Schimmelreiter“ und der „Storch“. Der „Bär“, ein Bursche mit braunem, rauhen, nach außen gekehrten Pelz mit verhülltem Haupt wurde vom „Bärenführer“ an einem Seil geführt und mußte zu Mundharmonikamusik tanzen und brummen. Der „Schimmelreiter“ ritt auf zwei festen, großen Sieben, die entsprechend zusammengebunden waren, ein Laken verhüllte Bursch und Siebe, nur das Gesicht blieb frei. Der „Storch“, auch ein in Erbsenstroh verhüllter Bursche mit langem roten Schnabel, der oft „klapperte“, trieb seine Späße mit den Mädchen und den Kindern. Viel Gelächter und Freude herrschten im Hause, wenn diese Gruppe auftrat; Kuchen, Tabak und ein Schnäpschen waren der Lohn. Die Deutung dieses Brauchtums ist kaum zu treffen; sicherlich geht dieser Brauch auf vorchristliche Zeit zurück. Jedenfalls ist im Juchaer Kirchenbuch bereits vor 1800 über diesen Brauch berichtet.

Aus: „Masuren. Geschichte, Land und Leute.“

Reinhold Weber kommt aus dem Kirchspiel Jucha (Fließdorf) im Kreis Lyck. Er veröffentlichte Bücher über Jucha, den Kreis Lyck und Maluren.

Der Opferstein von Jucha (Stare Juchy)

Von Gerd Bandilla

Der Opferstein von Jucha befindet sich etwa 500 Meter östlich der Ortschaft in der Nähe der Eisenbahnstrecke in Richtung Lyck (Elk). Es ist ein Findling, etwa 3,60 Meter lang, 1,90 Meter breit und $\frac{3}{4}$ aus dem Erdreich herausragend.

Bis zur Christianisierung der Sudauer/Jacwingowie (1283) war der Stein ein Ort für kultische Handlungen. Hier wurden die Götter Perkunos (Gott des Gewitters und der Natur), Potrimpos (Gott des Lebens) und Pikollos (Gott des Todes) verehrt. Der Stein war auch eine Opferstätte. Hier wurden zu Ehren der Götter Tiere rituell getötet und Tierblut floss. Das alt-polnische Wort für Tierblut lautet „Jucha“. Darauf ist auch der Name der Ortschaft zurückzuführen. Auch in der christlichen Zeit pilgerten Gläubige zu der heidnischen Opferstätte. Man gedachte hier der Taufe des letzten sudauisch-heidnischen Fürsten Skomand, der in der Nähe in einem Eichenhain getauft worden sein soll.

Das masurische Dorf Jucha wurde 1471 gegründet. 1490 bestand hier schon eine Holzkirche. Diese Kirche wurde zur Wallfahrtskirche, um die immer noch stattfindenden Pilgergänge zum Opferstein entbehrlich zu machen. 1525 wurde der größte Teil Ostpreußens evangelisch. Wallfahrten fanden nicht mehr statt. Die Holzkirche wurde nach 100 Jahren baufällig und musste abgetragen werden. Die heidnischen Bräuche hielten wohl weiter an. 1585 wurde deshalb an anderer Stelle (an der Zuwegung zum Opferstein) eine neue Kirche gebaut. Der Weg zum Opferstein wurde

versperrt. Im Kirchenbuch heißt es: „*Bau der Kirche wegen heidnischen Ärgernisses notwendig.*“ Mit der Kirche hatte man den Weg zum Opferstein endgültig verbaut.

Auch heute ist der Weg zum Opferstein vom Dorfplatz (Plac 500-lecia) nicht leicht zu finden.

Von 1938 bis 1945 hieß Jucha Fließdorf.

Seit dem 1. März 1946 ist die Kirche in Jucha katholisch. Sie ist der Allerheiligsten Dreifaltigkeit geweiht.

Benutzte Literatur:

„Der Kreis Lyck“ - Ein ostpreußische Heimatbuch

„SUDAUEN“ Folge 7 – Blätter zur Heimatgeschichte des Kreises Lyck

Hagen-Lycker Heimatbrief Nr. 50



**Der Opferstein von Jucha
(Heute - Naturdenkmal)**

Letztes Schiff nach Bornholm

Von Arno Surminski

Die Frau trug keinen Namen. Sie kam, na sagen wir mal aus Kalischken. Hielt ein Kilogramm Fleisch in den Händen, schieres Lendenstück vom Rind (Wo gab es so etwas noch in dieser Endzeit?).

Behutsam schlug sie einen Bogen Zeitungspapier um das Fleisch, verbarg es unter ihrem Mantel, um es gegen den Strom der fliehenden Menschen, an brennenden Häusern vorbei zu der flachen Baracke nahe dem Hafenbecken zu tragen.

„Seht mal, was das ist!“ rief sie den Kindern zu, die in der Baracke gewartet hatten. Sie wickelte das Kilogramm Fleisch aus, kratzte sorgfältig die Zeitungsreste von der dunkelroten Oberfläche. Bevor das Fleisch in den Topf mit siedendem Wasser kam, durfte jedes Kind seine Patschhände drauflegen. „Es brennt schon überall, und du willst noch Essen kochen?“ fragte die Älteste.

Ja, Mittagessen. Die Frau war so sehr mit dem Fleisch beschäftigt, daß sie keinen Blick hatte für die Quellwolken, die jenseits der Hafenschuppen aufstiegen. Man hätte ans Fenster treten und hinausschauen müssen. Natürlich werden wir essen. So ein schönes Stück Fleisch! Was bleibt noch übrig vom Leben, wenn du dich nicht mehr über ein schieres Stück Rindfleisch freuen darfst? Aber es brannte. Es brannte schon tagelang. Wenn die Flugzeuge in Richtung Weichselmündung verschwanden, ließen sie Rauchsäulen über der Stadt zurück. Ein paar Stunden später kehrten sie

wieder und zündeten neue Feuer an.

Abgesehen von den Flugzeugen war es still an diesem Vormittag. Kein Artilleriefeuer. Im Hafen tuteten die Dampfer. Ein gemütlicher Vormittag, so recht die Zeit, um ein Kilogramm Rindfleisch in aller Ruhe zuzubereiten. Da ist sogar Majoran, ein ganzes Gewürzglas voll.

„Wenn es so still ist, kommen sie bald“, sagte die Älteste und starrte aus dem Fenster.

Also gut, dann kommen sie. Wenn du vier Wochen unterwegs bist, wenn du kreuz und quer im verschneiten Land herumgezogen bist, um jedes brennende Dorf einen Bogen gemacht hast, auch Umwege um die Leichen auf der Straße ... dann ist es gleichgültig, ob sie bald kommen oder nicht.

„Geh‘ vom Fenster weg!“ sagte die Frau zu der Ältesten. Die Kinder saßen erwartungsvoll um den Tisch. Kein Besteck. Man kann ein Kilo Rindfleisch auch mit den Händen zerreißen. Die Frau brach das Brot in Stücke.

„Du mußt etwas tun, um auf andere Gedanken zu kommen“, sagte sie zu der Ältesten, die schon wieder am Fenster stand und dem Menschenstrom nachschaute, der ins Hafengelände flutete.

„Noch eine Viertelstunde, dann essen wir“, sagte die Frau und hob den Deckel von dem angeschlagenen Emailletpf.

Doch bevor die Viertelstunde um war, stieß ein Soldat die Tür auf und schrie: „Die Schiffe sind da! In zehn Minuten muß alles an Bord sein. Es ist die letzte Fahrt nach Westen.“

Die Frau stand müde in der Mitte des Raumes. Nahm es überhaupt kein Ende mehr? Mußte sie wieder alles stehen und liegen lassen?

So war sie schon über das Eis gelaufen und den schmalen Streifen der Nehrung abwärts ... Und immer, wenn die Feuer brannten, wenn das Teewasser kochte, die Kartoffeln fast gar waren, kam einer angelaufen und schrie: „Wir müssen weiter!“

„Schneller! Schneller!“ rief die Älteste und half den Kleinen beim Anziehen der Mäntel. Die Frau drückte jedem ein Stück Brot in die Hand. Mehr nicht. Ein Blick zum Herd, zum angeschlagenen Emailletopf. Dann raus aus der Baracke. Sie rannten über den trümmerbesäten Platz, an den Bombentrichtern vorbei den Menschen nach.

Da lag es, das letzte Schiff nach Westen.

„Wir fahren nach Bornholm“, sagte ein alter Mann. „An Bornholm ist kein Krieg.“

Menschentrauben an Deck. Eine breite Schlange vor dem Ausgang. „Zuerst die Frauen mit Kindern!“ schrie ein Marinesoldat über ihre Köpfe hinweg.

Aber die Frau wußte nicht, ob sie dieses Vorrecht in Anspruch nehmen sollte. Sie starrte ins bewegte Hafenwasser, in dem die Eisschollen seewärts trieben. Mein Gott, so viele Menschen!

Das kann ein Schiff doch gar nicht tragen.

Und von Kalischken ist noch keiner mit einem großen Dampfer gefahren. Wo waren sie nur, die Menschen von Kalischken? Saßen sie vielleicht schon zu Hause, melkten ihre Kühe und schoben Holzscheite in den Ofen, während sie sich mit den Kindern in fremden Häfen herumtrieb?

Sie konnte nicht schwimmen und die Kinder auch nicht. Dürfen Nichtschwimmer überhaupt ein Schiff betreten? In den frühen Märztagen ist das Wasser noch eisig.

Da fiel ihr die warme Baracke ein und das Fleisch, das jetzt gar sein mußte. Ein Kilo Rindfleisch. Was gibt das für eine herrliche Brühe! Einmal noch sattessen, bevor der Krieg mit einem großen Knall zu Ende geht.

Sie nahm die Kinder und verließ die Reihe der Wartenden. Ging ohne Hast zurück in jene Richtung, aus der jetzt Maschinengewehrfeuer zu hören war. Da war sie wieder, die warme Baracke.

„Zieht die Mäntel aus, Kindern, und setzt euch an den Tisch!“

Die Frau stellte den Emailletopf mit Fleisch auf einen Ziegelstein. Und nur nicht so gierig, jeder bekommt etwas ab. Während sie das Fleisch verschlangen, raste eine Staffel Tiefflieger über den Hafen. Einschläge in der Nähe. Der Luftdruck riß die Barackentür auf, fegte einen Schwall Kaltluft in den Raum.

Die Frau sprang auf und schloß die Tür. Nichts hereinlassen von der Kälte. Die Wärme festhalten, damit sie nicht in den Märzhimmel entweicht.

„Gebt mir mal das Salzfaß rüber. Und laßt euch Zeit, Kinder. Schluckt nicht so gierig, sonst bekommt ihr Leibschmerzen!“

Das letzte Schiff verließ den Hafen. Ohne Sirenengeheul und Tücherschwenken.

Draußen das Geräusch von Kettenfahrzeugen.

Punkt zwölf Uhr stand ein Panzer der Roten Armee vor den Hafenanlagen und schoß über die Schuppen und Kräne hinweg auf das Meer hinaus, schoß in jene Richtung, in die das letzte Schiff nach Bornholm gefahren war.

Arno Surminski:

„Aus dem Nest gefallen“ Geschichten aus Kalischken.

„Kurze Geschichte, die das Leben schrieb“

Eine besondere Schlittenfahrt

Von Günter Donder

Es hatte nachts geschneit. Ich möchte sogar sagen, dass die Wolken eine sehr große Menge ihrer weißen Pracht hinterließen. Bei uns auf dem Lande machte sich diese Tatsache ganz besonders bemerkbar. Aus dem Küchenfenster schauend, konnte man tags zuvor viele dunkle Stellen auf dem Acker sehen. Über Nacht, Mutter erzählte oft von einer Frau Holle, die angeblich dafür zuständig war, sah die Welt wie mit Puderzucker bestreut aus. An Frau Holle glaubte ich schon lange nicht. Ich ging in die Schule, und dort war man von den Aufgeklärten längst des Zaubers der kindlichen Märchenwelt beraubt worden.

Es war kurz vor Weihnachten und Opas Wetterdiagnose der letzten Tage versprach, mit Kinderohren gehört, nichts Gutes, denn sein Unken prophezeite „schwarze“ Festtage. Weihnachten ohne Schnee nicht auszudenken in unserer Gegend. Meiner Schwester und mir fiel daher ein Stein vom Herzen, als Mutter uns morgens, gleich nach dem Aufstehen, ans Küchenfenster schickte und wir in eine die Augen blendende Herrlichkeit schauen durften.

Vater sprach schon Wochen davor, dass wir am zweiten Weihnachtstag eine Schlittenfahrt zu Tante Therese und Onkel Willi machen würden, weil eine Einladung vorläge. Wir beide hatten uns, weil wir gern mit deren gleichaltrigen Kindern die Zeit verbringen könnten, alles Mögliche an Spielvarianten ausgedacht.

Wenn es an Schnee fehlen würde, käme natürlich eine Schlittenfahrt nicht zustande. An eine Kutschfahrt, die man besuchshalber doch auch machen konnte, dachten wir gar nicht. Vater sprach doch nur vom Schlitten. Kinder verstehen manches anders, als Erwachsene es meinen. Jetzt waren die Feiertage gerettet.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie sehr ich mich über meine Geschenke vom Weihnachtsmann gefreut habe, aber das mit der Schlittenfahrt zur Verwandtschaft blieb mir erhalten. Schließlich kam der zweite Feiertag und es sollte mit Schellengeläut nach Ogródk gehen. Tante Therese, Vaters jüngste Schwester, wollte, dass wir schon zum Mittagessen kämen und nicht, wie meistens im Sommer, erst zur Kaffeezeit. Meine Schwester und ich – wir teilten als Kinder immer ein Bett in Opas Stube – weckten einander, als es draußen noch dunkel war und begannen herumzugeistern, während Opa den Kachelofen in Gang zu bringen versuchte. Als er uns so früh beim Ankleiden erblickte, sagte er: „Kinder, jecht noch zurück in’e Federn, was wollt ihr so frieh in’e kalte Isba?“ womit er, masurisch gesprochen, seine Stube bezeichnete. Seit Oma gestorben war, schliefen Onkel Hermann und wir in seiner Stube. „Aber, Opa, weißt nich‘, heut‘ fahr’n wir doch zur Tante nach Ogródk“, bekam er von uns zu hören, „da missen wir doch frieh raus.“

Opa gab sich mit unserer Antwort zufrieden und raschelte weiter mit seinen Gerätschaften bis das Feuer im Ofen knisterte. Onkel Hermann, im dritten Bett im Halbschlaf, schimpfte über Ruhestörung um die halbe Nacht. Halb angezogen schlichen wir in die Küche, wo Vater im Licht der über dem Tisch hängenden Petroleumlampe mit dem blitzenden Rasiermesser seinem Bartwuchs

zuleibe rückte. Er schaute uns verwundert an und wies auf die sehr frühe Morgenstunde hin.

Wir hatten Reisefieber, auch wenn wir diesen Begriff noch nicht kannten. „Gustav, hast‘ was jesacht“, hörten wir Mutter aus der Stube neben der Küche fragen, wo sie der kleineren Schwester das Fläschchen gab.

„Zu dir nichts, aber die Bäljer kamen doch schon in‘e Kiche jetrap-pelt.“ Mutter schaute zu uns herüber und sagte nur: „Aber marsch ins Bett! das Friehtick is noch nick mal fertich und ihr spukt schon rum. Und fast angezogen seid ihr auch schon.“

Wir schlichen zurück in Opas Stube und legten uns, halbangezo-gen wie wir waren, ins Bett. Wieder brummte Onkel Hermann im Nachbarbett. Wir kuschelten uns aneinander und schliefen ein, bis Mutter kam und uns weckte. Auf dem Küchentisch stand schon eine große Schüssel mit dampfender Hühnerbrühe. Sie war vom 1. Feiertag übrig geblieben. Sonst gab es zum Frühstück immer Klun-kersuppe auf Milch oder mit Bauchspeck. An Feiertagen nicht.

Alles andere ging in den nächsten Stunden reibungslos vonstatten vom Anziehen „schöner“ Kleider, weil man doch zu Besuch fuhr, und den Vorbereitungen der Erwachsenen. Dann endlich sagte Va-ter, dass der Schlitten, mit Paula und Max angespannt, vor der Türe stünde und man einsteigen dürfe.

War das eine Freude mit dem leichten Sonntagsschlitten durch den dicken Schnee zu rauschen, während der Pferdegeruch einem um die Nase wehte. Ab und zu nahm er auch deftigere Nuancen an, weil die Verdauung der Tiere durch die Bewegung aktiviert wurde.

Diesen Duft fanden wir nicht so angenehm. Das Schellengeläute, das nur an den Feiertagssielen der Pferde befestigt wurde, klang besonders schön mit dem Rauschen der Schlittenkufen und dem Schnauben der Pferde. Deren Atem kam uns entgegen und setzte sich als zarter Raureif an der Kleidung fest. Für warme Beine sorgten dicke Pelzdecken aus Schafsfellen. Ich durfte vorn neben Vater sitzen und fühlte mich wie ein Flugzeugpilot, denn der Schlitten sauste nur so dahin.

Als wir ein Stück durch den Reuschendorfer Wald fahren mussten, kam ich mir wie in einem Märchenland vor, denn die von Schnee schweren Äste der Kiefern und Fichten hingen tief herunter und überschütteten uns manchmal mit dem weißen Pulver. Mutter musste dann aufpassen, dass das kleine Schwesterchen, das eingehüllt in Decken und Kissen auf ihren Knien lag, nichts abbekam.

Nach einer Stunde ging diese herrliche Fahrt zu Ende und in Ogrodtken erwartete uns ein weihnachtlich geschmücktes Haus. Es war anders als bei uns zu Hause. Ob es schöner aussah, ist schwer zu sagen, aber es sah ganz anders aus, was mir besonders gefiel. Tante und Onkel hatten ein geräumiges Holzhaus aus dicken uralten Bohlen. Wenn ich mit deren Kindern die knarrenden hölzernen Treppenstufen auf und ab sauste, hatte ich das Gefühl in einer anderen Welt zu sein. Dieses Haus war für mich märchenhaft.

Wenn es Abend wurde und wir Kinder uns auf dem Eis des nahe gelegenen Sees ausgetobt hatten und schließlich die Kerzen am Weihnachtsbaum brannten, hatte ich als kleiner Junge das Gefühl, als sei hier die Zeit stehen geblieben. Hier herrscht eine andere

Atmosphäre als bei uns daheim. Es gab einen anderen Geruch, den ich mit jedem Atemzug in mich aufnahm. Die vielen geheimnisvollen Ecken, durchschlich ich im Dunkeln mit einer leichten Gänsehaut. Geheimnisvoll waren sie natürlich nur für mich, nicht für die, die dort wohnten.

Nach dem Abendbrot sangen die Erwachsenen mit ihren ungeübten Kehlen die schönen Weihnachtslieder, die mir heute noch in den Ohren klingen. Ich versuchte ebenfalls mitzubrummen, denn, wie gesagt, ich war noch klein und konnte dieser Kunst nur langsam folgen.

Ein herzlicher Abschied von der Verwandtschaft und eine Einladung uns auch bald zu besuchen, beendeten den 2. Weihnachtstag dieses Jahres. Bei der Heimfahrt mit dem leise rauschenden Schlitten durch eine Dunkelheit mit klarem Sternenhimmel erlebte ich einen zweiten Zauber dieser Weihnacht. So einen, können vielleicht nur Kinder verspüren, weil ihnen die logische Erklärung für manches fehlt. Vater hatte vorn am Schlitten an jeder Seite eine Kerze in die Laternengehäuse gesteckt. Ich bewunderte ihn, wie er Paula und Max durch das Dunkel führte, wo möglicherweise hinter jedem Busch oder Baum des Waldes mindestens ein Wolf mit gefletschten Zähnen lauerte, um uns zu verspeisen. Davon sprachen doch oft die Erwachsenen. Vater redete ab und zu mit den Pferden, während seine Zigarre, die er zu Beginn der Fahrt in Brand gesetzt hatte, einen betörenden Duft verströmte. Rieche ich heute irgendwo den Duft einer Zigarre, erinnert er mich unweigerlich an diese Nachtfahrt. Das Schwesterchen in den Decken quengelte nur ein Weilchen und schlief bald auf Mutters Schoß ein. Mir fielen, beeinflusst durch die Nacht und den rhythmischen Klang der Fahrtgeräusche, ebenfalls die Augen zu. Wenn ich dessen aber bewusst

wurde, rappelte ich mich auf und war bemüht die eventuell versteckten Wölfe rechtzeitig zu erspähen. Die Dunkelheit war, trotz der Kerzen, so anstrengend, dass ich irgendwann eingeschlafen bin und aufwachte, als das monotone Schnauben der Pferde und andere Geräusche plötzlich verstummten. Das Schellengeläut hatte Vater im Wald abgenommen — vielleicht doch wegen der Wölfe, die man nicht wecken sollte. Ich erkannte unseren Hof und Opa, der aus dem Hause kam und Vater beim Ausspannen der Pferde behilflich war. Als ich aus dem Schlitten steigen wollte, waren meine Glieder, trotz der dicken Pelzdecke, steifgefroren und ich sehnte mich nur noch nach dem von Mutter mit einer Steingutflasche vorgewärmten Bett, um selig weiter zu schlafen. Es war eine so schöne Weihnacht.

Ritt durch Masuren

Von Marion Gräfin Dönhoff

Aufgeschrieben 1941 für meinen Bruder Dietrich

27. September 1941

Nach wochenlangem Regen der erste wirklich leuchtend klare Herbsttag! Sißi und ich treffen uns am Morgen in Allenstein auf der Verladerampe des Güterbahnhofes. Soldaten, Urlauber, militärische Transporte — ein zeitgemäßes Bild. Wir satteln noch im Waggon, denn beide Pferde sind so unruhig, daß sie — einmal ihrem Gefängnis entronnen — keinen Augenblick stillhalten würden. Die Mäntel werden, sachgemäß zu einem länglichen Wulst zusammengerollt, hinten aufgeschnallt, die Satteltaschen befestigt. Dann kommen die Pferde unter großem Gewieher und Geschnaube aus dem Waggon. Wir müssen quer durch ganz Allenstein, um in Richtung Lanskerofen den Weg über Jommendorf-Reußen zu erreichen, eine aufregende Angelegenheit, denn bei jedem Lastwagen und jeder Elektrischen sprengt einer von uns quer über die Straße. Endlich der ungewohnten Stadt entronnen, geht es gen Süden, zunächst noch auf einer Teerstraße, eingefast von Ebereschen, deren grellrote Beeren selbstbewußt und fröhlich den tiefblauen Himmel anstrahlen. Aber schon vor Reußen verlassen wir diese »Kunststraße« für eine Reihe von Tagen, während deren wir sie nur gelegentlich verächtlich kreuzen. In Reußen erklimmen wir zwischen alten Holzhäusern einen steilen, sandigen Hang, und dann liegt vor uns, in allen Farben

leuchtend, der riesige Komplex der südostpreußischen Forsten, in den wir jetzt eintauchen werden. Links ein blauer See, gesäumt von dunklen Fichten, rechts ein paar Kartoffelfeuer, deren Rauchsäulen steil zum Himmel ansteigen, wie ein Gott wohlgefälliges Opfer, und davor eine Birke in der letzten Vollkommenheit ihrer herbstlichen Schönheit. Solche Bilder: das Fallen der Blätter, die blaue Ferne, der Glanz der herbstlichen Sonne über den abgeernteten Feldern, das ist vielleicht das eigentliche Leben. Solche Bilder schaffen mehr Wirklichkeit als alles Tun und Handeln — nicht das Geschehene, das Geschaute formt und verwandelt uns.

Ich bin voller Erwartung. Was werden wir noch alles schauen in diesen Tagen der reifenden Vollendung. Ich weiß nicht, ob es Dir auch so geht, daß Du manchmal das Gefühl hast, ganz dicht davorzustehen, nur noch durch einen dünnen Schleier davon getrennt zu sein — wovon eigentlich? Von der Erkenntnis? der Wahrheit? dem Leben? Ich weiß es nicht, aber ich ahne es und warte darauf mit jener Gewißheit, mit der man nur das Wunder erwartet.

Es ist unsagbar schön, auf diesem sandigen Boden zu traben, das Laub raschelt unter den Hufen — Buche und Eiche wechseln, dazwischen steht dann und wann eine Linde oder der rote Schaft einer Kiefer. An der Üstritz-Schleuse zwischen Lansker- und Üstritz-See begegnen wir einem Waldarbeiter, der uns den Weg zum Forstamt Lanskerofen zeigt. Das Forstamt liegt an einer unwahrscheinlich schönen, sehr einsamen Stelle des westlichen Lansker-Sees. Es ist ganz neu gebaut. Fachwerk: weiß mit schwarzen Balken und einem tief heruntergezogenen Rohrdach. Wohnhaus und Stall gehen ineinander über, das Ganze, in Hufeisenform gebaut, bildet einen

nur zum See hin offenen Hof mit einer Pumpe in der Mitte. Es ist sehr geschickt gemacht, ein wenig zu absichtlich bäuerliches Deutschtum. Wir tränken die Pferde, und der nette Forstmeister, der eben für acht Tage von der Ostfront auf Urlaub gekommen ist, lädt uns zum Mittag ein und gibt uns ein paar landschaftliche Tips für die Weiterreise. Unter seiner Agide entschließen wir uns denn auch endgültig für die östliche Tour, zumal er uns für die heutige Nacht bei seinem Kollegen in Hartwigswalde angesagt hat.

Dies ist der nördlichste Teil des Neidenburger Kreises – es ist echtes Masuren und wohl der ärmste Teil von Masuren. Hinter Dembenofen nach Ortelsburg zu wird der Boden immer leichter, Heidekraut und Sand, dann und wann eine krüppelige Kiefer und endlose flache Hügel mit grauem Steppengras. Es hat fast etwas Asiatisches, dieses Land – übrigens nennt auch unser Meßtischblatt einen der breiten Wege, auf dem wir ein langes Stück galoppieren, »Tatarenstraße«. Es ist schwierig, sich in dieser Gegend zurechtzufinden, unzählige planlos angelegte und regellos benutzte Wege laufen durcheinander und sind mit unserer Karte nicht in Übereinstimmung zu bringen. Niemand fährt in der Spur des Vorgängers, jeder legt daneben eine neue Trasse an, und weil »daneben« wieder ebensowenig wächst, findet dieses System nirgendwo eine Begrenzung. Schließlich landen wir schon im Dunkeln auf einer festen Straße und finden bald darauf das Forstamt Hartwigswalde, wo wir die Nacht zubringen sollen.

Der Forstmeister und seine Frau sind außerordentlich gastlich. Beide stammen aus dem Westen und sind daher etwas verwundert über die hiesige Bevölkerung, vorwiegend wohl deshalb, weil die

Leute so ganz ohne Bedürfnis und ohne Ehrgeiz sind. Es ist offenbar schwierig, sie zur Arbeit zu bringen, weil ihnen der Antrieb des Verdienenwollens fehlt. Sie tun offenbar im allgemeinen nur soviel, wie nötig ist, um gerade eben den Lebensunterhalt zusammenzubringen. Ganz selten kommt es vor, daß eines der Kinder in Stellung geht oder fortzieht, um weiterzukommen und, mehr zu verdienen – ein, wie ich finde, höchst sympathischer Zug. Merkwürdig: der, dem es gut geht, möchte es immer noch besser haben – genügsam ist nur der, der weiß, wie schwer es ist, sein Auskommen zu finden. Und hier, wo man 4 bis 6 Zentner Roggen vom Morgen erntet und 40 bis 50 Zentner Kartoffel vom Morgen, hat der kleine Bauer es nicht leicht, sein Auskommen zu finden.

28. September 1941

Wieder ist der Himmel blau, aber heute ist alles weiß bereift. Nachts waren 4 Grad Kälte, unsere Pferde sehen etwas mürrisch aus, weil ihnen das synthetische Mischfutter – Hafer gibt es hierzulande nicht – schlecht schmeckt, ein Umstand, der uns mit einigen Bedenken erfüllt. Der Forstmeister begleitet uns auf einem dicken schwarzen Roß noch ein Stück des Weges durch sein Revier: fast ausschließlich mäßiger Bestand, landschaftlich aber sehr schön – der Abnutzungssatz beträgt hier weniger als 3 Festmeter je Hektar, während wir in Quittainen mit 5,4 Festmetern rechnen.

Sonntägliche Stille liegt über dem Land und den beiden kleinen Dörfern, die wir passieren. Hinter Schuttschenofen verläßt uns unser Begleiter am Rande des erneut beginnenden großen Forstes, der sich von hier nach Osten fast ohne Unterbrechung über 80 bis

90 Kilometer bis Johannesburg hinzieht. Ich empfinde eine große Zärtlichkeit für dieses karge Land und seine anspruchslose Bevölkerung. Merkwürdig übrigens, wie die Lebensgewohnheiten dieser östlichen Völker, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, sich überall ähneln. Von Litauen bis hinunter zum Balkan findet man überall die gleichen Bilder: ausgewachsene Männer oder Kinder, die tagaus, tagein nichts anderes tun als mit ihrer Kuh umherzuziehen und sie irgendwo am Wald- oder Wegerand zu hüten.

Der Forstmeister, dem ich erzählte, daß ich in der Slowakei und den Karpaten oft Bauern gesehen habe, die viele Stunden über Land zum Markt wandern mit einem Hahn oder einem Stück Käse unter dem Arm, meinte, es sei hier nicht viel anders – er hätte im vorigen Jahr bei einem Bauern 40 Zentner Kartoffeln bestellt, sie aber nie erhalten; der Mann, darüber zur Rede gestellt, sagte nur: „Wenn ich soll alles auf einmal verkaufen, womit ich gehen dann auf Markt?“

Wir gehen, um unsere Pferde zu entlasten, ein Stück zu Fuß, Richtung Paterschobensee, mehr oder weniger nach Gutdünken, denn unsere Karte läßt uns eine Weile im Stich.

Als wir nach etwa einer Stunde aus dem Wald heraustreten, liegt der Schobensee wie eine persische Miniaturmalerei vor uns: türkisfarbener Himmel über tiefblauem Wasser und davor ein rötlich-gelber Acker. Es ist ein beseligendes Gefühl, so durch das herbstliche Land zu reiten, ganz leicht und beschwingt fühlt man sich, fern von aller heimatlichen Begrenzung und den Sorgen des Alltags. Unendlich fern ist sogar die Sorge um das, was kommen wird, die einen sonst doch auf Schritt und Tritt begleitet. Jetzt sind Sonne

und Wind, der Hufschlag des Pferdes auf den sandigen Waldwegen und der Geruch von fallendem Laub und Kartoffelkraut unsere Welt und wir ein Teil derselben.

Bis zum Forstamt Reußwalde, wo wir abfuttern wollen, sind nur noch i Kilometer, die wir mehr oder weniger in leichtem Trab zurücklegen. Sißis Fuchs geht mit wunderbar taktmäßigen Bewegungen, völlig schwerelos schwebt er über den Boden, während mein ungefüges Schiff, dessen Widerrist mich um etwa zwei Kopf überragt, über jeden Kieselstein, zuweilen auch über seine eigenen Füße stolpert.

Wir sind jetzt wieder in fruchtbarere Zonen gelangt, auch der Wald ist wieder üppiger und abwechslungsreicher. Unsere Karte hat uns fehlerlos die Gestelle entlang zum Forstamt geführt, das hinter einer besonnten Kastanienallee jetzt vor uns auftaucht. Wie große Hände liegen die Blätter zwischen den Baumreihen auf dem Kiesweg.

Der Forstmeister, ein Junggeselle mittleren Alters, bewirtet uns und die Pferde aufs beste und gibt uns dann noch ein Stück das Geleit. Er sitzt, eine dicke Zigarre rauchend, eingerahmt von zwei gemütlichen Hamburger Muttels, die zu dem verwandschaftlichen Zubehör seines Haushalts gehören, im „gelben Jagdwagen“ und trabt, in eine Stau3wolke gehüllt, in so beschleunigtem Tempo vor uns her, daß wir kaum zu folgen vermögen. An der Grenze seines Bereiches verläßt er uns und empfiehlt uns »Tante Hedwig« im Nachbarforstamt als nächtliche Bleibe.

Wieder endlose sandige Wege, Wald, Kartoffeläcker, Buchweizenfelder und wieder Wald. Gelegentlich ein Dorf oder ein paar einzelne Katen am Wege. Irgendwo unterwegs läuten die Glocken am Nachmittag. Ein Fuhrwerk mit Täufling und zahlreichen Paten mahlt sich mühsam durch den Sand. Später treffen wir im Ort den Pfarrer, ein hageres Männchen im Gehrock, den Rucksack mit seinem Talar auf dem Rücken.

Kurz nach Sonnenuntergang kommen wir am Forstamt Friedrichsfelde an. Da außer Tante Hedwig, die selber Gast ist, alle Verantwortlichen fort sind, verhandeln wir zunächst mit dem Kutscher, der unsere Pferde bereitwillig einstellt und sie mit unmäßig viel Hafer versieht. Dann suche ich Tante Hedwig auf, um von ihr die Genehmigung zur Übernachtung auf dem Heuboden zu erwirken — übrigens nicht ganz ohne leichte Beängstigung, weil man sie uns als brummig und nicht sehr zugänglich schilderte. Zu meiner Verwunderung war sie keineswegs überrascht, schien es vielmehr vollkommen normal zu finden, daß zwei weibliche Wesen allein mitten in der Nacht zu Pferd in dieser gottverlassenen Gegend erschienen. Sie meinte sofort, es sei viel zu kalt, um auf dem Schuppen zu schlafen, wir sollten lieber hereinkommen. Also holten wir unsere Packtaschen und bekamen zwei Bettstellen mit Matratzen in der Wäschestube zugewiesen, auf denen wir, gewärmt durch unsere Mäntel, prächtig schliefen.

Aus: „Namen, die keiner mehr nennt“

Fortsetzung folgt in der nächsten Ausgabe

INHALT

- 3 ANDACHTE – für die Masurische Storchenpost zum
Thema der Jahreslosung 2020
Von **Pastor Fryderyk Tegler**
- 7 Der Mensch und seine Jahreszeiten
Von **Gert O. E. Sattler**
- 8 OLGA TOKARCZUK –
DIE ZÄRTLICHE ERZÄHLERIN
Von **Arkadiusz Łuba**
- 13 Dunkler Winter
Von **Ingrid Brase Schloe**
- 14 Bräuche in Masuren auf dem Lande im Jahresablauf
Von **Reinhold Weber**
- 22 Der Opferstein von Jucha (Stare Juchy)
Von **Gerd Bandilla**
- 24 Letztes Schiff nach Bornholm
Von **Arno Surminski**
- 28 Eine besondere Schlittenfahrt
Von **Günter Donder**
- 34 Ritt durch Masuren
Von **Marion Gräfin Dönhoff**

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, vom Ministerium des Inneren und Verwaltung der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Ministerstwo Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



„Warten auf Weihnachten“.
Festliches Adventstreffen der Masurischen Gesellschaft
Foto: Krzysztof Grygo



„Warten auf Weihnachten“. Festliches Adventstreffen der Masurischen Gesellschaft
Foto: Krzysztof Grygo